



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Minckwitz, M. J.: Joseph Roumanille : (Schluß). 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

reichliche Befoldung des höhern Beamten, die Erteilung eines hohen Ranges und Titels, die vielfachen in regelmäßiger Folge sich steigenden Auszeichnungen mit feinen Leistungen und halte dagegen die dürftige Stellung des niedern, wenig beachteten Beamten von derselben Vorbildung, der nicht selten durch seine Arbeit dem Höhern erst zur Erlangung und zur Behauptung seiner Stellung verhilft.

Man beseitige allmählich das verderbliche Verfahren, mit Rang und Titel auch das Einkommen zu steigern. Denn dieses ist der Hauptreiz für Streber, nicht das Leistungsbedürfnis. Dann werden zum Teil andre Beamte, aber keine schlechtern an die wichtigern Stellen gelangen. Glaubt man irrtümlich auch dann noch, mit der innern Ehre allein nicht auskommen zu können, so mag die Verleihung von äußern Merkmalen bleiben. Freilich wird dann das Strebertum nicht ganz verschwinden, aber der Hauptantrieb, die Sucht nach hohem Einkommen bei verhältnismäßig geringen Leistungen, ist dann wenigstens abgeschnitten.



Joseph Roumanille

Von M. J. Mindwiz

(Schluß)

3



ieses literarische Verdienst bietet eine gefällige Vorstufe für Mistral, einen schroffen Kontrast zu Théodore Aubanel. Völlig entgegengesetzte künstlerische Anschauungen führten in der reifern Lebensbahn eine Entzweiung der beiden Jugendfreunde herbei. Wie gewöhnlich hat es nicht an Mißgünstigen gefehlt, die das unglückliche Zernürfnis wissentlich schürten, nicht an schlecht orientierten Fernerstehenden, die Unverständnes in gedruckten Auseinandersetzungen kleinlich motivierten. Wer die Werke beider Dichter genau kennt, wird die Entfremdung ohne besondere Erklärung begreiflich finden. Mistrals Begabung erhebt ihn über alle Parteien, Aubanel, der Meister des Kolorits und der schwungvollen lyrischen Empfindung, mußte bei dem trotz aller realistischen Derbheit keusch empfindenden Roumanille mit seinem stark sinnlichen Naturell in den Mannesjahren auf heftigen Widerwillen stoßen. Aubanel hat das Licht, wodurch Frauenschönheit das Leben erhellt, etwas zu grell für den fein empfindenden Dichter der Margaribeto hervorgehoben. Der alles versöhnende Tod hat auch diese Meinungsverschiedenheit ausgeglichen. Heute stehn in Avignon auf dem Square Saint-Martial in trauter Nachbarschaft die beiden Denkmäler, die von der Provence und dem dankbaren Auslande gestiftet in würdiger Weise das Angedenken dieser grundverschiednen Dichterverdienste wachhalten. Bei der feierlichen Enthüllung, die zugleich am 13. August 1894 erfolgte, hat Mistral das richtige Wort gefunden, die bestehenden Gegensätze auszugleichen. Wenn die Nacht ihre Schatten über Avignon breitet, alles Geräusch des Tages verstummt, und der Mond über wundervolle architektonische Umrisse, durch

den Schatten der üppigen Baumvegetation grüßend, mit silbernem Glanze die bleichen Marmorantlitz verklärt, kündet sein weicher Schimmer den trauernden Hinterbliebenen, daß uns schon hienieden eine Ahnung dämmern kann von der Stätte, wo nicht Hader, nur ewiger Friede der Versöhnung herrscht. Bei Roumanille galt es, ein echtes Poetenantlitz zu verewigen: die großen, dunkeln, sprechenden Südländeraugen, die hohe Stirn mit der tief eingegrabnen Furche über der Nasenwurzel, den üppigen Lockenwald, der den milden Gesichtsumriß imposant umwallte. Namentlich den Ausdruck fester Energie, gemildert durch die Herzensgüte, die den Mundlinien ein liebevolles Gepräge aufdrückt. Die kontrastvolle Doppelnatur des Dichters spricht aus diesen Zügen.

Der Lyriker hat zunächst in den Margarideto auch sehr jugendliche Versuche der Öffentlichkeit übergeben. In diesen kleinen Dichtungsblüten entfaltet er eine fast weibliche Zartheit der Empfindung, eine bemerkenswerte Farbentreue der Schilderung der begleitenden äußern Umgebung, den schlichten ehrlichen Sinn einer unverdorbnen Natur. Nichts ist gekünstelt an diesen Erstlingsversuchen. Welche sprachliche Leistung diese junge Dichtermuse bewältigt hat, bezeugt am besten Mistral in dem flotten Gedicht *Bonjour en tóuti*, als Vortänzer im Reigen der Provenzale:

Wir fanden nämlich im Stall versteckt
Die Sprache der Provenzalen, bedeckt
Mit kläglichem Bettlerkleide.
Das Antlitz braun von der Sonnenglut,
Die Schultern verhüllt von der Lockenflut,
Trieb sie barfuß, mit trübem Mut,
Die Gänse auf die Weide.

Da kam just eine Jünglingschar,
Die nahm der Hirtin Schönheit wahr
Mit tiefgerührten Sinnen.
Nehmt sie drum auf mit Herz und Hand;
Sie wirkten ihr ein neu Gewand
Und schmückten sie mit Schleif und Band,
Ganz wie die Städterinnen. . . .

Doch Roumanille sticht alle aus:
Er wand der Schönen seinen Strauß
Maßliebchen, wie keine lieblich;
Das Sträußchen ist so frisch und schlicht;
Die Hirtin nimmt es rasch und spricht,
Indem sies vor die Brust sich flücht:
Ach nein, wie sind sie lieblich!

Es fehlt leider bis jetzt an einem deutschen Übersetzer, der diese zarten Blumenkinder ohne Einbuße ihres würzigen Duftes in fremdländisches Erdreich zu verpflanzen vermöchte. Einige wie *Dous agneù* (Zwei Lämmer), *Lou Roussignou* (Die Nachtigall), *La voues qu'ame* (Die Stimme, die ich liebe), *Dous boutoun de roso* (Zwei Rosenknospen) und *Aubado de la Malauto* (Das Krankenständchen der Engel), seinen beiden Schwestern *Antoinette* (Touneto) und *Thérésine* (Teresino) gewidmet, welchen schon bei der leisesten Berührung. Kleine Kabinettstücke sind *Nosti Muso* (Unsre Musen) und *Pèr Vendemio*

(Zur Weinlese). Die „beiden Musen“ entstammen dem Jahre 1846, das anmutige Sonett apostrophiert einen ungenannten Freund: Freund, sieh die Muse, wie ich sie liebe: ihre sechzehn Jahre erblühen; sie singt und lacht voller Frohsinn; ihr Mund ist eine Rose, und ihre Stirn weißer als das Schneegewand des Maßliebchens. — Ihre Freude ist noch kindlich, kindlich ihre Anmut; sie wandert gern allein in der Morgenfrühe auf die Felder; sie liebt die Schmetterlinge, die als Blüten über die Auen flattern, und die von den Tränen der Morgenröte geseigten Lilien. — Und hier dagegen sieh deine Muse: sie ist von hinreißender Schönheit; sie hat Flügel wie die Jungfrauen im Paradiese; ein Stern erstrahlt auf ihrem Feenhaupt. — Glühend lieben wir die Lieder, die sie uns singt, und so oft sie vom Himmel zu uns herniedersteigt, streut sie uns aus voller Hand Diamanten und Perlen. — Zur Weinlese ist ein taufisches Genrebildchen in Dialogform: Wohin wanderst du des Weges, o Hännchen, mit deinem großen Korbe? — Da hinten zu unserm Weingarten mit den blauen Trauben, meine Eltern halten Weinlese, und ich gehe helfen. — Aber so früh am Morgen, ganz allein, wirst du nicht bang sein? sagt Zouvau. — Nein, du wirst mir die Hand unter den Fuß legen und mich auf dein Pferd schwingen. — Das will ich wohl. Der junge Mann steigt ab; das Mädchen schwingt sich in den Sattel, Zouvau steigt wieder auf; und — die Küsse gefielen den Liebenden so wohl, daß „Janetoun und Zouvau“ nach der Weinlese ein Paar wurden.

Es fehlt nicht an künstlerischen Gegensätzen in dieser ersten Gedichtsammlung. Die junge Muse schlägt auch kräftige politische Töne an, wenn sie Weltumschau hält und bedrückte Nationen jammern hört: Polen (La Poulouigno), Italien (1847), Irland. Die Klage um Polen trägt die Widmung: An meinen Vater Sean-Denis, Soldat unter Bonaparte. Der Mutter Pierrette de Piquet gehört das rührende Gedicht: Wo ich dereinst sterben will; dem toten Brüderchen Paul weihet der Sechzehnjährige die ersten Trauerverse. Zu der wechselnden Glücks- und Leidstimmung, dem Ausdrucke kindlicher Frömmigkeit und Nächstenliebe tritt auch schon in dieser frühen Periode der Humor, der alle Bitterkeit wieder ausgleicht. Ein paar köstliche Proben volkstümlicher Komik enthalten Li Bardouio (Die Schwägerinnen) und Li Patricouarello (Die bösen Klatschen). Die witzige Pointe von Ne-ne, som, som erinnert an den Schelmenstreich des Hirten Mat in dem mittelalterlichen Weihnachtsprolog der Towneley-Mysteries.

Das Roumanilledenkmal zu Avignon weist schöne Reliefdarstellungen zu seinen Hauptdichtungen auf; über der schlichten Inschrift Roumanille ist eine Episode aus den Soujarello (Die Träumerinnen) ansprechend anmutig in Stein verewigt. Der Dichter berichtet in den zehn kurzen Abschnitten der harmlosen kleinen Erzählung von dem Liebesglück und dem Liebes Schmerz zweier befreundeter Dorfschönen, Margarido und Leleto, deren Schicksal eine völlig unerwartete Wendung nimmt. Der todfranke Bräutigam der armen Margarido wird wider alles Erwarten der Genesung zugeführt und feiert bald ein fröhliches Hochzeitsfest mit der Geliebten; aber der Seemann Paul, der stündlich zurück erwartet wird, stirbt während der Heimfahrt an einem schleichenden

Fieber. Bis zu ihrem Tode weilt die untröstliche Braut mit Vorliebe am Meeresstrande, als ob die landenden Schiffe jemals ihr verlorenes Liebesglück zurückführen könnten. Die duftige Sprache einzelner Partien, insbesondere die Traumschilderung wirkt wie ein zartes Vorbild zu den mächtig ergreifenden Schlußszenen in Mistral's *Mirèio*. „Heute Nacht (so sagt Lelette in der Stimmung frohster Erwartung) sah ich mich ganz in Weiß gekleidet, meine Stirn mit goldnen Sternen gekrönt; ein Schwarm kleiner Kinder, schön wie der Tag in eines Königs Garten, pflückte Blumen für mich; immer, wenn sie einen Arm voll bereit hatten, warf mir jedes Hände voll davon zu; und dann umgab mich die ganze Runde wie im Spiel. Und während die einen im Kreise zogen, wie die Schmetterlinge, die eine Lilie umflattern, gab es andre, deren Gesang noch schöner klang als die Orgeln bei der Seligsprechung. . . .“

Einen charakteristischen Zug regen religiösen Gemütslebens der Provence bekunden die *Nouvè* (Weihnachtslieder). Diese eigentümliche Dichtungsart, die im vierzehnten Jahrhundert in dem Organisten Saboly ihren Hauptvertreter hatte, fand besondre Weiterpflege bei Aubanel und Roumanille. Auf den poetischen Stoff, den das Weihnachtsevangelium bot, machte ihn die mit Mistral gemeinsam besorgte Neuausgabe der Lieder Sabolys (1854) aufmerksam. Roumanille und Aubanel pflegten diese zarte Dichtungsgattung natürlich in grundverschiedner Tonart. Aubanel verließ den Heimatsboden zugunsten des alten Sudäa, um seinen Haß gegen die Tyrannei und ihre feigen Satelliten an den Greueln des bethlehemitischen Kindermordes zu veranschaulichen; Roumanille schreitet den blumenbestreuten Pfad der alten Tradition, mit der kindlichgläubigen Seele des Volksdichters tritt er an die Wiege des Heilands. Für den echten Provenzalen stand die Krippe des Christkindleins ebensogut in seiner schönen Heimat wie im Heiligen Lande. Echter Bibelsinn treibt bei diesen Dichtern immer neue Sprossen und Triebe. Die kleine biblische Perlenkette Roumanilles schmückt alle Hütten der Provence. Bei ihm mischen sich lebenswahre Betrachtungen der Kindesnatur in die Äußerung einer aufrichtig frommen Seele. In den „Beiden Tauben“ ist das Kindlein, das die Mutter zum Besuch der Weihnachtskrippe drängt, bereit, alle kleinen Besitztümer, an denen sein Herz hängt, dem Christkindlein zu schenken. Aber es hat auch noch einen besondern Wunsch. Nachher: *mountarai à chivau-sus l'ai o sus lou brau . . .* (auf dem Esel oder dem Ochsen möchte es einen Ritt tun). Tief ernst ist die Wirkung der poetisch verklärten Legende in: Das Kreuz des Jesukindleins, Einer der Zwölf, Das blinde Mädchen. Die feierliche Wirkung der „beiden Seraphim“ hat einen deutschen Übersetzer in Moritz Hartmann gefunden.

Aus der Anthologie der Prouvenzalo ist die Perle „Die Krippen“ in die *Flour de Sauvi* (Salbeiblüten) gewandert, deren Sammlung aus den Jahren 1850 bis 1863 stammt. Der gereifte Dichter offenbart in dieser neuen Gedichtreihe einen bedeutenden Fortschritt, namentlich durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die erweiterte Weltanschauung. *Sainte-Beuve* hatte bekanntlich dem Verfasser von *Li Crècho* (Die Krippen) die Ehre erwiesen, ihn mit *Alfred de Vigny* und *Klopstock* zu vergleichen. Der Vergleich mit dem

Bahnbrecher der deutschen klassischen Literatur hintert freilich etwas. Der barmherzige Engel Roumanilles ist von pulsierender Lebenskraft erfüllt, nicht von dem ätherischen, wesenlosen Glanze Abadonnas. Von den Kleinodien der „Salbeiblüten“ verdient besondere Aufmerksamkeit Lou Caldèu (Die Lampe) und La Santo Crous (Das heilige Kreuz). Lou Caldèu hat die glücklich gegossene Form eines poetischen Gleichnisses. Um die antik gestaltete Leuchte flattert ein Schmetterling wie „die Schwalben um den Spiegel.“ Das Tierchen nimmt förmlich einen kühnen Anlauf auf die Lichtquelle. Der Schmetterling wird „zum Adler, der kühn in die Sonne schaut.“ Und der Tollkopf dreht sich im Kreise, wie der Schwarm seiner Brüder, wenn er im Tageslicht der Blumen „Schönheit huldigt.“ Der Unbesonnene weiß, daß die Flamme Licht ausstrahlt, aber der Ärmste ahnt nicht, daß sie brennt und versengt! Er fliegt davon, kehrt zurück . . . bis er endlich, seine Flügel versengend, stirbt. „Ihr habt die Fabel gehört, vernehmt auch die Moral. Die Liebe gleicht dieser Lampe — sie ist ein Phantom. . . . Ach, wie mancher Schmetterling hat sich an ihr die Schwingen versengt!“ „Das heilige Kreuz“ ist der Schlußring der Gedichte. Es ist Mistral gewidmet — und die Sterbestunde des Dichters bewahrheitete den Ernst und die Treue seiner Gesinnung. Es handelt sich um ein schlichtes Kreuzlein, unter dem die Mutter den Knaben beten lehrte, das dann lebenslänglich über seinem Bett hing, und dessen Anblick den Todeskampf versüßte.

4

Ehe wir das eigentliche Meistergebiet des Dichters (die Prosa) betreten, bedarf es eines flüchtigen Rückblickes auf sein komisches Heldenepos, das aus derselben Stimmung geboren ist wie seine köstlichen Erzählungen und bisweilen derben Schnurren. Das Urteil über die Campano mountado schwankt. Auf der einen Seite werden Glückwünsche laut, daß Voileaus Lutrin keine weiteren Dialektnachfolger gefunden hat, andererseits begrüßt man von provenzalischer Seite diese Dichterleistung als eine überlegene Krönung des klassischen Genres. Der unbefangene Leser wird sich prächtig an dem kleinen, in echte Lokalfarben gekleideten Begebnis ergötzen, das viel Staub unter der frommen Bewohnerschaft Avignons aufgewirbelt hat. Der Ehrgeiz des Glöckners Clément Fanot an der Kirche St. Didier (es hat den wirklich gegeben) entfesselte das Für und das Wider von Stadtparteien, deren Treiben Roumanille als Augen- und noch mehr als Ohrenzeuge mit lebensfrischem Kolorit abkonterfeit hat. Der komische Ton episch aufgeblasener Dünkelleistungen kann nicht besser getroffen werden: „Ich besinge Clément, den Glöckner, der nach unendlicher Mühsal und Not im Kirchturm von St. Didier endlich seine Glocke zum Glockenstuhl aufsteigen sah.“ Wenn es sich nur bloß um eine einzige Glocke gehandelt hätte, aber der eigensinnige Türmer ist schier unersättlich in der Zahl seiner Glockenwünsche. Er begehrt toute la gamme für sein Geläute und kauft unverdrossen von Tür zu Tür, um pfennigweise die nötigen Geldsummen für die feinen Plänen günstige Kirchenbehörde einzutreiben. Als die Umwohner der Kirche schließlich gegen den ohrenbetäubenden Schall mit empörten Petitionen Einspruch erheben, der anscheinend Aussicht auf Berücksichtigung

sichtigung hat, gewinnt Fanot mit Hilfe des streitbaren Pfarrers Moutonnet (Hämmelchen) den Sieg. Und in Zukunft läuten die Glocken getrost ihr digue! digue! digue! dan! dan! weiter wie auf Nabelais berühmter ile sonnante.

Derselbe natürliche Schwung der Beredsamkeit findet sich um eine Note ernster in den politischen und sittengeschichtlichen Pamphleten, die Roumanille mit unnachahmlichem Geschick als Prosaist in Dialogform der engern Heimat zur Warnung in ernstern Zeiten schenkte. Die in den Oubreto en prose gesammelten Streitschriften aus der Revolution (Lou Colera — Li Clube — un Rouge em un blanc — li Partejaire — li Capelan usw.) haben ihr aktuelles Interesse, insbesondre für den ausländischen Leser verloren. Ihr erziehender Wert hat seine Dienste geleistet. Zeitlich näher liegt eine Probe dieser echten Volksschriftengattung in den Entarro-Chin (Les Enterre-Chiens) von 1872. Es bedarf der ausdrücklich vorausgeschickten Erklärung, daß die konservativ-klerikale Haltung unsers Dichters, weil französischen Verhältnissen Rechnung tragend, in unsrer rein literarischen Erörterung weder ein Für noch ein Wider finden soll. Der Ausländer hat die Pflicht, solche Inlandsdisharmonien zu respektieren, wie sie der Nachhall der Schreckensherrschaft der Kommune noch lange Zeit in süd- wie in nordfranzösischen Gemütern zeitigte. In dem lebhaften Zwiegespräch zwischen Sabèn und ihrem Gatten Auzias wird die schwerwiegende Frage erörtert, ob Zivillbegräbnisse als eine segensreiche Neueinrichtung zu begrüßen seien. Die über echt südländische Zungenfertigkeit verfügende junge Frau bleibt Siegerin im Wortkampf. Mit Hilfe von unabweisbaren Gründen glückt es ihr, den Gatten von der Teilnahme an einer Leichenfeier abzuhalten, die der kirchlichen Weihe entbehrt. Denn der Verein der sogenannten Fraternité droht nicht nur dem Ansehen der Geistlichkeit, sondern dem ganzen Familienleben mit Ruin. Der gemeine Eigennuß beherrscht die Parteien: der meiste Gewinn strömt bei politischen Hegereien in die Wirtshäuser. Dank den praktischen Vernunftgründen seiner Frau bleibt Auzias in Zukunft nicht bloß der ominösen Leichenfeier, sondern auch der Tagdieberei seiner bisherigen Spießgesellen fern. Dem kräftigen ehelichen Wortwechsel setzt Roumanille selbst den Schlußstein: Il (Auzias) avait tort de ne pas savoir — à son âge — qu'à cette heure, il y a, sans compter les moulins à vent tournant selon le vent qui souffle, des ambitions à bas, qui veulent se relever: Advokaten, die das große Wort führen und Aufsehen erregen wollen, Bankrotteure, die der Aufhilfe bedürfen, Hungerige, denen der Magen knurrt, Spießbuben, die stehen wollen, und die alle ohne Ausnahme, um wieder etwas vorzustellen, sich zu brüsten, ihre Existenz zu sichern, Erfolg zu haben, reich zu werden, die Armen ausnutzen, ihnen auf den Rücken klettern, um nach den Feigen zu langen, d. h. nach den guten Stellen, den Auszeichnungen, dem Gelde. Und die Notleidenden sind nachher noch ärmer wie zuvor; der Refrain bleibt derselbe:

Remer, du wirst ächzen,

Remer, du wirst zahlen!

Die Conte Prouvençau sind eine dem Auslande sympathischere, weil humoristische Volksbelehrung. In diesen witzigen Erzählungen rivalisiert

Roumanille mit Alphonse Daudet, nur ist unserm Dialektdichter der Weltruhm versagt geblieben. Er hat nicht das graziöse Geschick des verwöhnten Lieblings der Pariser, sein Humor ist kräftiger, seine Sprache derber, seine Gleichnisse sind von geradezu packender Realistik. Beide wenden sich an ein grundverschiedenes Publikum, Daudet an den überfeinerten, blasirten Städter, Roumanille an den einer geistigen Auffrischung bedürftigen Landmann. Überdies steht fest, daß Daudet an dem würzigen Honig der Erzählerkunst Roumanilles in den prächtigen *Lettres de mon Moulin* ganz herzhast genippt hat. Unser Dichter könnte den neckischen Pariser Interpreten provenzalischer Dichterstimmung getrost in mehr als einer Beziehung seinen Schüler nennen. Daudet hat es leider unterlassen, dem Curé von Cucugnan, der fast wörtlich von Roumanille entlehnt ist, das würdige Seitenstück *Le Médecin de Cucugnan* anzureihen. Er hat somit seinen weiten Leserkreis um ein Vergnügen beraubt, das die Lektüre der französischen Übertragung des Dr. P. Dvaren im *Journal l'Hygiène pratique* (6. Mai 1883) nur wenigen vermitteln konnte. Es handelt sich in diesem Falle vielleicht um den originellsten Stoff, den Roumanilles Feder urwüchsig dem Schätze der mündlichen Überlieferung entzogen hat. Denn die eigne Zutat besteht einzig in der Stilleistung von ungekünstelter Klarheit. Selten ist wohl eine heißere Satire auf unvermeidliche menschliche Gebrechen in so heiter lächelnder Manier geschrieben worden. Im wackern Cucugnan ist ein junger Arzt eingezogen, dem es, wie es immer zu gehn pflegt, noch an Praxis zu fehlen scheint. Auch ist seine ganze Lebensführung nicht dazu angetan, das Zutrauen der Bewohnerschaft zu gewinnen. Immer trifft man ihn mit einem Buch in der Hand, sodaß sich unsre Leute sagen: Er weiß gar nichts, unser Arzt; er liest, er liest unaufhörlich. Wenn er so studiert, geschieht's, um zu lernen; wenn er es nötig hat, zu lernen, so weiß er noch nichts; wenn er nichts weiß, ist er ein Nichtswisser. Ein Arzt ohne Kranke gleicht der Lampe, der das Öl fehlt. Diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden, so bald als möglich. Eines Tages überraschte der junge Doktor alle Welt mit der Ankündigung, daß er am nächsten Sonntag, Mittags mit dem Glockenschlag zwölf auf dem Kirchhofe von Cucugnan einen Toten, wenns nötig wäre, auch zwei, auferwecken wolle. Es fehlte nicht an Zuschauern, die in hellen Haufen herbeiströmten, das versprochne Wunder anzusehen. Doch der Plan der Ausführung scheiterte an Gründen, die der Erzähler in bunter Mannigfaltigkeit zusammenzuzüfeln anhebt. So oft der Arzt einen Vorschlag macht, stößt er bei nähern oder ferner stehenden Angehörigen der Toten auf Widerspruch. Er will einen jungen Ehemann ins Leben zurückrufen, der vor kaum Jahresfrist eine trostlose Witwe hinterlassen hat. Sofort erhebt sich eine Stimme des Widerspruchs. Die Gattin des Verstorbenen steht im Begriff, sich wieder zu verheiraten, das Aufgebot wird in acht Tagen erfolgen, die Brautgeschenke sind schon verabreicht. „Es war sicherlich ein wackrer Mann! Er hat mich so glücklich gemacht, und ich will ihn so lange beweinen, als Gott mir die Augen im Kopfe bewahrt! Aber weckt ihn nicht wieder auf; denn seht, wenn der Monat zu Ende ist, lege ich die Trauer ab, da meine Eltern wollen, daß ich den langen Paskal heiraten

soll!" Mancher wird den Kopf schütteln über diesen echt weiblichen Wankelmüt. Aber es kommt immer besser. Zu Mariä Lichtmeß hat man eine junge Frau begraben. Der Doktor soll sich hüten, ihre Ruhe zu stören. Sie hat die Ehe zu einem Höllenleben gestaltet. „Wie Pfeffer war sie, Herr Doktor! Störrisch wie ein Esel und faul und zankfüchtig und schmutzig und schlumpig! Ihre Hand war wie ein Sieb, und ihre Zunge! Die reine Viper, Herr Doktor! Die hätte es fertig gebracht, daß sich die Madonna und der heilige Joseph in die Haare geraten wären! Und . . . na, ich habe noch lange nicht alles gesagt!“ Was ist natürlicher, als daß der Mann dieser Megäre, schon aus Rücksicht auf die Kinder, sein Glück in einer neuen Ehe gesucht hat. Diese Beweisführung leuchtet selbst dem verunglückten Totenerwecker ein: „Wenn die Frau tot ist, stülpt man einen neuen Hut auf. Zwei Frauen zugleich im Hause, das wäre sicherlich um eine zu viel!“ Es bedarf kaum der Versicherung, daß der Doktor auch alle übrigen Vorschläge vereitelt sieht. Auch die Trauer ist vergänglich. Der ärztliche Schlaufkopf hat nicht umsonst auf den Unbestand der Menschennatur eine glückbringende Karte als Treffer gesetzt. Er kann sein wunderbares Versprechen nicht halten, wie alle Welt einsieht, aber für seinen guten Willen belohnt ihn in Zukunft eine einträgliche Praxis: *Il ne ressuscita pas les morts, mais il sauva la vie à plus d'un malade.*

Das urgewöhnliche Genre der Fopperei, die auf Kosten der Einfalt schadenfroh ihr Spiel treibt, nimmt in der kleinen Erzählung *Li Perdigau* (Die Rebhühner) durch die sich mannigfaltig steigende Beredsamkeit der verschiedenen Ansprachen ein wirklich kunstvolles Gefüge an. Es ist ganz nebensächlich, daß dem beschränkten Jean Fivre von Graveson, der im schönen Avignon ein Paar Schuh eingehandelt hat, auf dem Heimweg ein Pöffen gespielt wird, dem sein schwacher Verstand nicht standzuhalten vermag. Wie zufällig stellen sich ihm nach und nach vier Kauflustige in den Weg, die sich den Anschein geben, als ob sie die offen in der Hand getragenen Schuhe für Rebhühner halten. Besagte vier Pöffenreißer haben sich im Café Saint-Didier verabredet, den ehrlichen Landbewohner zu verblüffen. Stufe um Stufe schwächt sich seine geringe geistige Widerstandskraft bei dem vierfachen Anprall der scheinbar zusammenhanglosen Ansprachen. Den ersten Zuruf, die Rebhühner zu verkaufen, lehnt er noch so ziemlich als schlechten Spaß ab. Doch brummt sein Kopf schon im Weiterschreiten, „wie wenn er einen Sprung hätte.“ Die zweite Anfrage weckt seinen hellen Zorn, als sein Plagegeist nicht zu überzeugen ist, hält er ihm die Schuhe direkt unter die Nase. Vergebens, der Spaßmacher reizt ihn nur noch mehr durch die Schlußbemerkung, daß die schönen Rebhühner schon einen Höllengestank verbreiten. „Unsre Raze sogar würde das Schnäuzchen verziehn! . . . Ich würde sie nicht einmal geschenkt von Euch annehmen!“ Der dritte Angriff erfolgt, als Meister Fivre, dem der Angstschweiß von der Stirn perlt, ängstlich seine Schuh besichtigt, ob etwa Federn hervorstechen. Mit einem grimmigen Fluche: *Que le „tron de l'air“ vous écrase*, schüttelt er seinen Peiniger ab, der ihm noch den ungebetnen guten Rat mit auf den Weg gibt, „das feine Geflügel mit Knoblauch einzureiben, um die Ragen fernzuhalten.“ Ein letzter Tropfen

bringt den Eimer zum Überfließen: am Tor von Saint-Michel tritt der vierte und letzte Schalk auf. Der verlegt sich gar auf Drohungen. Jean Fivre soll sich ausweisen, ob er nicht Jagdsrevel begangen hat. Schon taucht der Dreimaster eines Polizisten auf; da wendet sich der Gequälte mit einem Satze rückwärts zum Laden, wo er den Einkauf getan hat. Der Händler, der inzwischen von der Hänselei benachrichtigt worden ist, zahlt friedlich das Geld für die ihm zugeschleuderten Schuhe zurück. Ländlich, sittlich. So etwas hat sich im schönen Avignon zugetragen zur Zeit, da „Berta spann.“ Und zwar als sie noch „Seide“ spann, nicht „Werg“ wie heutzutage.

Ein köstliches Genrebild von Anno 1710 bietet die Erzählung *Madamo de Vacluso*. Die bibelfeste Heldin hat eine wichtige briefliche Mitteilung aus ihrem Sommeraufenthalte Vacluso erhalten; bald hat sie drei Mitwisser, schließlich fünfzig, endlich hundert: „der Inhalt einer mit Flaumfedern angefüllten Schürze“ ist durch den geschwägigen Mund dem Spiel der Winde preisgegeben. Sogar der päpstliche Vizelegat, der Erzbischof Monseigneur Doria gerät ob der bangen Kunde in Aufregung und entsendet zweihundert Mann seiner italienischen Garde unter Anführung eines Malteserritters nach dem gefährdeten Städtchen an der Sorgue. Der Brief aus Vacluso, von der Hand des Pfarrherrn selbst, enthielt aber auch eine wahre Schreckensbotschaft. „Ein Prophet ist in Vacluso erschienen, in langem Schleppliede, das in allen Farben des Regenbogens erglänzt, ohne Schere gefertigt, ohne Nadel gestickt ist. Er trägt eine Krone wie ein König, hebt stolz die Stirn und wandelt dennoch — barfüßig einher. Frauen hat er so viele, daß es sich gar nicht sagen läßt; alle seine Frauen, o Wunder, leben in völliger Eintracht. Man weiß nicht, wie es mit seinem Glauben steht, nur ein Ding ist sicher: er erhebt sich vor der Morgendämmerung, um die Frühmesse zu singen und Gott Ehre zu erweisen. Er redet weder Provenzalisch, noch Französisch, noch Latein, noch Griechisch, noch Deutsch, noch Englisch, und dennoch versteht ihn alle Welt. Wenn er Hunger hat, ißt er, was man ihm darreicht, wie ein Bettler; wenn er Durst hat, trinkt er niemals Wein, weder roten noch weißen, sondern nur etwas helles Wasser. Und unschuldig wie ein neugebornes Kind, ist er gleichwohl — so unglaublich es klingt — zu ebenso schmähhlichem Tode verdammt wie ein gemeiner Böfewicht.“ Und wie unglückverheißend lautet nun der Schluß dieser mysteriösen Epistel: Der Prophet stellt in Aussicht, daß binnen kurzem eine über ferne Meere herbeiziehende Armee Avignon samt der ganzen „päpstlichen Grafschaft“ überschwemmen und ungeheure Umwälzungen im Leben jedes Einzelnen hervorrufen wird.

Die Lösung des schrecklichen Rätsels vollzieht sich ebenso heiter wie heroisch. Der vom Erzbischof angeordnete Feldzug verläuft als — friedliche vierstündige Eskampagne im Pfarrhause. Denn der Prophet ist nur ein geschlachteter Hahn, der von sieben jungen Hennen umgeben in einer Riesenspastete auf der Abendtafel des Pfarrherrn erscheint. Zu seiner Verteilung trägt der abgesandte General mit seinem Flügeladjutanten nicht wenig bei. Die vom Auslande drohende Gefahr aber entpuppt sich als die magere Fasten-

zeit, und — die nahende Invasion ganzer Bataillone von Sardinien, Heringen und Stockfischen. Der Scherz, den sich der friedliche Pfarrer mit seinem Beichtkind, der alten Gräfin von Vacluse, erlaubt hat, findet einen farbenprächtigen Abschluß. Die tapfern Truppen, die das Vaterland zu retten bedacht waren, ziehn als Sieger begrüßt auf blumenbekränztem Pfade unter Orgelton und Glockenklang in Avignon ein. In der alten gemütlichen Zeit bedeutete schon der gute Wille eine Heldentat.

In der Perlschnur der Conte Prouvençau taucht eine Fülle von Berichten auf, deren Kern naive Vorstellungen vom Jenseits bilden. Die scherzhafte, gemütliche Tonart des „Pfarrers von Cucugnan“ steigt und fällt in: Dins l'autre Mounde, wo ein armer Mönch von Petrus wegen des „Himmelsvortritts“ eines Bischofs arge Vernachlässigung erfährt, bis endlich ein Jesuitenpater den Zurückgewiesenen auf seinem Rücken als „angebliches Gepäck des Kirchenfürsten“ durch die Pforte der Seligen praktiziert. Trotzig gebärdet sich bei der Himmelfahrt in Quau es bèn que noun bouje (Hier geht mirs so gut, daß ich mich nicht von der Stelle rühre) ein Ehemann, Janet d'Alègre, der erst beim heiligen Petrus vorsichtig Erkundigung einzieht, ob sein böses, ihm im Tode vorangegangnes Weib im Himmel weilt; da die Auskunft beziehend ausfällt, zieht Janet es vor, draußen zu bleiben. Der heilige Petrus soll nicht böse werden, aber „hier draußen“ wirds ihm besser zumute sein. Tief ernst wirkt die Behandlung des himmlischen Problems in der langen Erzählung Lou Jougadou (Der Spieler). Der Heiland selbst erschließt ihm das Paradies gegen den Willen des heiligen Petrus, weil er niemals falsch gespielt hat, den Armen eine mildtätige Hand zeigte, seiner Frau im Leben und „nach dem Tode“ treu blieb und zu Gott gebetet hat.

Auch provenzalische Sprichwörter hat Roumanille in der schönen Sammlung mit Illustrationen versehen: „Die Tänzer von Jonquières“ und „Die Salbeiblüte.“ Auf diesem Gebiete aber hat Daudet seinen Meister in den Lettres de mon Moulin überflügelt. Die lichten Schwingen einer glücklichen Muse haben den Schüler bisweilen höher getragen als den Lehrer — aber auch tiefer, in Abgründe des Gemüts (man denke an La Cerveille d'or), vor denen der biedere Roumanille instinktiv zurückscheute, als er es hartnäckig verschmähte, Pariser Beziehungen anzuknüpfen. In bescheidener Erkenntnis des ihm verliehenen Talents hat sich unser Dichter in einem denkwürdigen Briefe nicht mit der stolzen Nachtigall sondern mit der schlichten Grassmücke verglichen. Dieses Gleichnis ist zutreffend. Dennoch wird sein bescheidenes Verdienst noch in der Beurteilung der Zukunft steigen. Ein Schatz, seine köstlichen Briefe, ist noch lange nicht vollständig gehoben; was davon schon vorliegt, oft ein buntes Gemisch von Schriftfranzösisch und Provenzalisch (wie in dem witzigen Briefe über den Hochmut Tasmins, des Dichters von Agen), offenbart einen ausgezeichneten Brieffschreiber.

